

Sonderdruck
aus
"Oskar Schatz (Hrsg.)
Parapsychologie

INHALT

- Hans Bender:*
Okkulte Welle und Parapsychologie als Wissenschaft
- Ernst Benz:*
Das Okkulte in der Sicht
der religiösen und wissenschaftlichen
Erfahrung
- Peter Urban:*
Die weltanschauliche Bedeutung des Paranormalen
- Willem H. C. Tenhaeff:*
Zur Persönlichkeitsstruktur der Paragnösten
- Georg Siegmund:*
Wunderheilungen und Parapsychologie
- Rudolf Böck:*
Der Teufel — ein verdrängter Komplex?
- Wilhelm Peter Mulacz:*
Der sogenannte wissenschaftliche Spiritismus
- Ferdinand Zahlner:*
Glaube und Erfahrung zum Problem der Unsterblichkeit
- Willem H. C. Tenhaeff:*
Kosmisches Bewußtsein
- Walter Heitler:*
Vom Geist der Welt und dem Göttlichen

VERLAG STYRIA GRAZ WIEN KÖLN

VU

N

Wunderheilungen und Parapsychologie

Von Georg Siegmund

Das Thema »Wunderheilungen und Parapsychologie« wird von vornherein bei allen denen auf Widerstand stoßen, die den Bereich der Wirklichkeit auf das räumlich und zeitlich Greifbare beschränken und alles, was darüber hinausliegt, a priori als Aberglauben und Schwarmgeisterei abtun. Indes könnte uns bereits die Erfahrung der exakten Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten darüber belehren, daß unerwartete Beobachtungen uns nötigen, hinter der vordergründigen greifbaren Wirklichkeit eine Hinterwelt anzunehmen, die anfänglichen Erwartungen zu widersprechen scheint. Nur wer den Mut aufbringt, ausgetretene Pfade zu verlassen, darf damit rechnen, Neuland betreten zu können.

An erster Stelle tut ein klärendes Wort zu dem Begriff »Wunder« not. Nicht nur im Gerede des Alltags, sondern auch bei Leuten, die den Anspruch erheben, wissenschaftlich zu denken, wird meist ein unklarer, ja falscher Begriff von Wunder verwendet. Ein landläufig ungeklärtes Vorurteil setzt »Wunder« einfach identisch mit »Durchbrechung des Naturgesetzes«. Selbst für Hans Bender, einen Fachmann auf dem Gebiet der Parapsychologie, sind Wunder im eigentlichen Sinne Durchbrechungen der Naturgesetze. Zwar weitet sich für ihn der Begriff »Natur« insofern, als damit nicht nur der reduzierte Teil der Realität, der mit Begriffen raum-zeitlicher Ordnung faßbar ist, verstanden wird, sondern darüber hinaus »paranormale« Erscheinungen, die meist auf außergewöhnliche Fähigkeiten der menschlichen Natur, insbesondere der menschlichen Psyche, zurückgeführt werden.



1988, 3008

(B 4805)

Zwar geht Hans Bender zunächst von dem landläufigen Begriff des Wunders als einer Durchbrechung des Naturgesetzes aus, stößt aber bereits ein Stück weiter vor. Er sagt: »Von der Kirche anerkannte Wunderheilungen (Lourdes), außergewöhnliche Erscheinungen an Blutreliquien, das Schweben der Heiligen, die weinende Madonna von Syrakus (ein Relief, aus dessen Augen Tränen rannen) werden im Sinne der thomistischen Wunderdefinition als Vorgänge ›extra‹ oder ›praeter ordinem totius naturae‹ (= außerhalb der Naturordnung) aufgefaßt, durch die Gott ein Zeichen gibt. Nun zeigen die als Beispiele genannten und andere Wunder unverkennbare Analogien mit Mustern natürlicher paranormaler Phänomene. Sie können in funktioneller Betrachtung nicht als ›Durchbrechung der Naturordnung‹ aufgefaßt werden. Die Diskussion trifft nicht den Zeichencharakter des Wunders. Unberührt von der in Frage stehenden Übereinstimmung bleibt ihre religiöse Interpretation als ›signum Dei‹. Eine gemeinsame Basis für das Gespräch zwischen Theologen und Parapsychologen gibt das bekannte Wort des heiligen Augustin: ›Ein Wunder geschieht nicht im Widerspruch zur Natur, sondern zu dem, was wir von der Natur wissen.‹ « (1)

Hierzu ist anzumerken, daß hier Phänomene nebeneinander als Wunder gesetzt werden, welche Theologen keineswegs im gleichen Sinne als »Wunder« bezeichnen. Das Verhältnis von Wunder und Natur bedarf einer zusätzlichen Klärung.

Auch der Naturphilosoph Aloys Wenzl geht bei seiner Erörterung des Wunderbegriffes von der unzulänglichen und falschen Gleichsetzung Wunder = Durchbrechung des Naturgesetzes aus, überschreitet dann freilich in seiner weiteren Klärung wesentlich den unzureichenden Ansatz. Er schreibt: »Das Wort Wunder wird zwar in sehr verschiedenem Sinne gebraucht, der eigentliche Begriff des Wunders aber, den wir unserer Fragestellung zugrunde legen, schließt zwei Kriterien in sich: 1. Wunder ist ein Ereignis, das aus den Naturgesetzen grundsätzlich nicht erklärbar ist, sondern ihnen gegenüber eine Ausnahme einmaliger Art darstellen würde. – 2. Wunder ist ein Geschehen, das der Verwirklichung eines dem einzelnen Menschen oder der menschlichen Gemeinschaft nicht erreichbaren, übernatürlichen Sinnes und Zieles zugedacht ist und

(1) H. Bender, Unser sechster Sinn. Telepathie, Hellsehen und Psychokinese in der parapsychologischen Forschung, Stuttgart 1971, S. 125f.

auf Gott als Urheber zurückgeführt wird. Wenn es sich also nur um eine Ausnahme von den normalen Abläufen, von den Naturgesetzen handeln würde wie in jenen Phänomenen, die als paranormal bezeichnet werden und die meist ›animistisch‹ gedeutet zu werden pflegen, d. h. als Produkte außergewöhnlicher seelischer Kräfte und Fähigkeiten der betreffenden Menschen selbst, so würden wir diese Erscheinungen noch nicht Wunder nennen. ... Wir ... beschränken uns auf das Problem, ob solche Ausnahmen, die ihres übernatürlichen Sinnes wegen als Wunder angesprochen werden, mit der Anerkennung der wissenschaftlich begründeten Naturgesetzlichkeit überhaupt verträglich sind, ob vom Standpunkt des kritischen Realismus und einer dem modernen Stand der Naturwissenschaften berücksichtigenden Naturphilosophie eine solche Ausnahme von Wundern logisch überhaupt möglich ist.« (2)

Wenzl weiß, daß Wunder im Sinne von Durchbrechung des Naturgesetzes nur dann unmöglich wären, wenn eine eindimensionale starre Kausalität die ganze Natur beherrschte. Die wirkliche Natur aber ist eine vielschichtige Ordnung mit einander übergreifenden Wirkkräften, so daß Naturvorgänge grundsätzlich immer offenstehen für Eingriffe einer übergeordneten Instanz.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß heutige Theologen, die sich selbst fortschrittlich dünken, die in der früheren theologischen Diskussion erreichte Klärung des Verhältnisses von Wunder und Natur mißachten, nicht zur Kenntnis nehmen, um dafür wieder dem vulgären Mißverständnis zum Opfer zu fallen, Wunder sei mit Durchbrechung der Naturgesetzlichkeit gleichzusetzen. Ich habe früher wiederholt dargetan, daß diese Auffassung falsch ist, wie es ebenso falsch ist, einer angeblich »veralteten Apologetik« den Vorwurf zu machen, sie habe eine solche Wunderdefinition verwendet. Das genaue Gegenteil ist wahr: Frühere Autoren haben mit größerer Sorgfalt und Genauigkeit die Begriffe Natur und Wunder wie ihr Verhältnis zueinander geklärt, als dies bei heutigen Autoren zu finden ist. Wir müssen uns hier damit begnügen, die bedauerliche Feststellung zu machen, daß moderne Autoren in Unkenntnis der

(2) A. Wenzl, Begriff und Möglichkeit des Wunders vom Standpunkt des kritischen Realismus und der Naturphilosophie, in: Wunder und Magie. Studien und Berichte der Kath. Akademie in Bayern, Heft 17, Würzburg 1961, S. 45f.

bisherigen Problemgeschichte und in irregeleiteter Polemik die Diskussion über das Wunder oft vom Ansatz an verfehlen. (3)

Wunder im eigentlichen theologischen Sinne sind Machtkundgebungen Gottes, wobei keine Naturgesetze durchbrochen zu werden brauchen, vielmehr sind es Ereignisse, welche sich nicht als Wirkungen aus den am Geschehen beteiligten natürlichen Kräften verstehen lassen. So sagt Papst Benedikt XIV: »Nos dicimus miracula maiora excedere vires totius naturae creatae, et miracula minora excedere vires tantum corporeae et visibiles.« (4)

Es geht also bei der Frage, ob ein Ereignis Wunder ist, nicht darum, ob hierbei ein Naturgesetz durchbrochen wird, vielmehr um die Frage, ob zum Zustandekommen dieses Ereignisses die natürlichen Kräfte ausreichen oder nicht.

Wenn wir von der Definition Papst Benedikts XIV. ausgehen, ergibt es sich klar und eindeutig, worum es eigentlich bei unserer Frage geht. Schon Benedikt XIV. unterscheidet größere von kleineren Wundern. Von den kleineren sagt er, sie brauchten nicht über die Kräfte der Natur überhaupt hinauszugehen, sondern nur über die Kräfte der leiblich sichtbaren Natur. Theologen unterscheiden oft zwischen eigentlichen Wundern und Gebetserhörungen, wobei sie von dem Gedanken geleitet sind, die ersten seien im eigentlichen Sinne »über-natürliche« Wirkungen, die zweiten ließen sich als Wirkungen der Natur auffassen. »Wunderbar« sei hierbei lediglich das wohl von göttlicher Vorsehung geleitete Zusammentreffen jener Umstände, die hic et nunc das unerwartete außergewöhnliche Ereignis zustande gebracht hätten. Wir können hier weiter differenzieren. Wir können unterscheiden zwischen den Kräften der gewöhnlichen, uns vertrauten Natur und andererseits paranormalen Kräften, die nur selten zur Wirksamkeit kommen, in ihrer Wirkmächtigkeit aber nicht über alle Natur hinauszuliegen brauchen. Eine Entscheidung darüber ist nicht leicht, darf vor allem nie a priori gefällt werden, sondern nur unter sorgfältiger Abwägung aller mitwirkenden Faktoren und Einzelheiten (»ex circumstantiis«). Dabei ist auch nicht auszuschlie-

ßen, daß eine übernatürliche Einwirkung eine paranormale Kraft in einem Menschen weckt und zur Wirkung bringt. Wenn man die Lebensgeschichte des heiligen Johannes Don Bosco durchgeht, dessen Leben im hellen Licht kritischer Durchforschung steht, so wird man immer wieder auf Ereignisse stoßen, die als eigentliche Wunder anzusprechen sind, während andere sich durch Wirkung oder Mitwirkung paranormaler Fähigkeiten erklären lassen. Don Bosco selbst lehnte es ab, klare Grenzscheidungen zu treffen. Er war davon überzeugt, daß beides ineinander übergeht.

Anlaß zu fast nicht auszurottender Unklarheit in der Erörterung der Wunderfrage ist der Umstand, daß der Begriff »Wunder« in dem alltäglichen Gerede, aber nicht nur hier, sondern oft auch bei Leuten, die es besser wissen müßten, viel zu weit gefaßt ist. Alles Erdenkliche, was nur überhaupt zur Verwunderung Anlaß gibt, wird »Wunder« genannt. Ein Beispiel: Rußlands erster bolschewistischer Diktator Lenin war bereits ein todkranker Mann, als sich sein Lebenswille noch einmal aufbäumte und es zu einem aufregenden Vorfall kam, den David Shub in seiner Lenin-Biographie so schildert: »Im Oktober 1923 geschah ein Wunder. Wie von den Toten auferstanden, konnte Lenin wieder gehen. Am 10. Oktober trat ein Ereignis ein, das Walentinow in drei verschiedenen Lesarten mitgeteilt wurde. Er weiß nicht, welche die richtige ist. Zur Bestürzung seiner Frau und seiner Ärzte bestellte Lenin plötzlich seinen Wagen und erklärte, daß er nach Moskau fahren müsse. Man versuchte, es ihm auszureden, aber er befahl in herrischem Ton, und niemand wagte, ihm den Gehorsam zu verweigern... Als ob er fühlte, daß ihm nur noch eine kurze Frist beschieden sei, trieb Lenin während der ganzen Fahrt den Chauffeur zur Eile an.« (5) Die Fahrt glich einem Triumphzug. Lenin grüßte Passanten, die ihn erkannten und ihm zuwinkten. Doch war das ganze gar kein »Wunder«: Durch den sich gegen das nahende Ende aufbäumenden Lebenswillen war die Todeskrankheit nur für kurze Zeit überdeckt. Wenige Monate später starb Lenin. (6)

Solche »Wunder«, die gar keine sind, scheiden für uns hier völlig aus. Wir befassen uns hier nur mit Ereignissen, die offensichtlich

(3) Vgl. dazu: G. Siegmund, Wunder – Eine Untersuchung über ihren Wirklichkeitswert, Berlin 1958. – Ders., Theologie des Wunders, in: Theol. Revue 58 (1962), S. 290–298.

(4) Benedikt XIV., De servorum Dei beatificatione et beatorum canonisatione, lib. IV, par. I, c. 1, n. 15.

(5) D. Shub, Lenin, Wiesbaden 1962, S. 443.

(6) Vgl. G. Siegmund, Das Sterben eines Revolutionärs. So verlöschte Lenins Leben, in: Erdkreis, Nr. 9, Würzburg 1974.

über die uns bekannte Natur hinausliegen. Dabei müssen wir uns offenhalten für eigentliche Wunder, bei denen »ex circumstantiis« auf ein im eigentlichen Sinne »über-natürliches« Eingreifen Gottes zu schließen ist, dann für Gebetserhörungen, Ereignisse im Rahmen der üblichen Natur, deren Eintreffen wahrscheinlich auf die göttliche Vorsehung zurückzuführen ist, wobei man den Zufall nie ganz wird ausschließen können. Weiterhin haben wir zu rechnen mit Ereignissen, bei denen paranormale Kräfte zum Zuge kommen. Doch dürfen wir uns dabei nicht von vornherein an die sogenannte »animistische« Erklärungsform anschließen, welche außergewöhnliche Kräfte allein aus der besonderen seelischen Begabung herleitet und zugleich die andere Erklärungsweise ausschließt, daß außerordentliche, aber kreatürliche Wesen beim Zustandekommen des Ereignisses beteiligt sein können.

Auch haben wir uns zu hüten, voreilig alle sogenannten wunderbaren Heilungen auf einen einzigen Nenner bringen zu wollen, wie es etwa Hans Gerloff in seiner Schrift »Die Heilungen von Lourdes im Lichte der Parapsychologie« (7) tut. Er macht den katholischen medizinischen Beurteilern von Lourdes-Heilungen zum Vorwurf, daß sie zu schnell mit übernatürlichen Kräften zur Hand sind, während paranormale Kräfte zur Erklärung der Lourdes-Heilungen ausreichen würden.

An einem konkreten Beispiel sei hier aufgezeigt, was von diesem Vorwurf zu halten ist. François Leuret, damals Präsident des Ärztebüros von Lourdes, berichtete 1950 von der Heilung eines blinden Knaben, die ihn persönlich stark beeindruckt hatte. Gérard Baillie war infolge einer Infektion anlässlich einer Operation von einer beidseitigen Chorio-Retinitis befallen, dadurch erblindet und in eine Kinderblindenanstalt gebracht worden, bis die Mutter einmal den Knaben im Alter von viereinhalb Jahren zu einer Wallfahrt nach Lourdes mitnahm. Als sie mit dem Knaben an der Hand den Kreuzweg ging, wurde der Knabe auf dem Weg zwischen der dritten und vierten Station sehend. Die Mutter war mit dem sehend gewordenen Knaben sofort zum Präsidenten des Ärztebüros geeilt. Durch einige erste Proben vermochte Leuret festzustellen, daß der Knabe sehen konnte. Noch am gleichen Tage brachte er den Knaben zum nächsten

(7) H. Gerloff, Die Heilungen von Lourdes im Lichte der Parapsychologie. Ein Versuch, Büdingen 1959.

Augenarzt, der die Augen untersuchte, noch den Tatbestand einer Chorio-Retinitis feststellte, weshalb der Knabe eigentlich nicht hätte sehen können. Begreiflicherweise löste die Heilung eine lebhaft Diskussion aus, an der sich namhafte Spezialisten beteiligten. Erst im Laufe von zwei Jahren kam es zu einer – sonst nie beobachteten – Regeneration von Retina und Opticusnerv. Die medizinischen Instanzen zur Überprüfung von Lourdes-Heilungen sprachen sich für eine medizinische Unerklärbarkeit der Heilung aus, wobei sie sorgfältig die Bezeichnung »Wunder« vermieden, was zu den Grundsätzen der medizinischen Instanzen gehört, da ein Urteil über den Wundercharakter einer erfolgten Heilung der Medizin in keiner Weise zusteht.

Wird eine Lourdes-Heilung von den beiden medizinischen Instanzen als medizinisch nicht erklärbar anerkannt, so wird die Angelegenheit dem Bischof des Geheilten übergeben, der seinerseits eine Kanonische Kommission damit beauftragt, zu untersuchen, ob nach den Regeln des Kanonischen Rechtes die Heilung als Wunder im eigentlichen Sinne anerkannt werden kann. Bezeichnenderweise hat im Falle des Gérard Baillie die kirchliche Instanz kein abschließendes Urteil gefällt, sondern die Frage offengelassen. Leider ist die Begründung für diese Ablehnung meines Wissens nicht bekanntgemacht worden. Der Hauptgrund dürfte gewesen sein, daß der Geheilte keine volle Sehkraft erlangt hatte und nachher noch eine Schule für »Halb-Seher« (Sémi-Voyants) besuchte. (8) Die Tatsache vorsichtig kritischer Zurückhaltung der kirchlichen Instanz im Fall des Gérard Baillie steht nicht allein. Sie ist ein Beweis, wie falsch die Behauptung ist, kirchliche Kreise wären voreilig in der Beurteilung wunderbarer Heilungen und würden zu schnell auf ein unmittelbares Eingreifen Gottes rekurrieren.

Man kann sagen, daß beide – Mediziner wie Theologen – in etwa recht hatten. Für die medizinischen Fachleute fiel das Sehendwerden eines blinden Knaben mit »toten Augen« völlig aus dem Rahmen des bisher Bekannten, ohne daß es indes schon auf einen unmittelbaren Eingriff Gottes zurückzuführen wäre. Denn wir kennen gut

(8) Vgl. dazu: F. Leuret – H. Bon, Les Guérisons miraculeuses modernes, Paris 1950; G. Siegmund, Wunderheilungen im Lichte der modernen Heilkunde, in: Stimmen der Zeit 148 (1950/51), S. 372ff und 156 (1954/55), S. 151f.

bezeugte und medizinisch untersuchte Fälle eines Vikariierens des ausgefallenen Sehens durch Augen mittels andersartiger Sinneswahrnehmung. Solche Fälle hat Herbert Thurston in seinem Werk »Die körperlichen Begleiterscheinungen der Mystik« mit Belegen beschrieben. (9) Auch die heutige Parapsychologie kennt ein »Sehen ohne Augen« als paranormale Erscheinung, ohne daß ein Wunder im eigentlichen Sinne angenommen werden müßte. (10) Wir vermögen die hierbei im einzelnen mitwirkenden Faktoren nicht zu analysieren und können nur Thurston zustimmen, der am Ende seiner Ausführungen dazu sagt: »Auf jeden Fall bildet diese Übertragung von Sinnesfähigkeiten auf andere Organe und Körperstellen ein ernstes Problem, wenn man die Trennungslinie zwischen bloß anormalen und wirklich übernatürlichen, wunderbaren Gaben herausfinden will« (S. 406).

Unser Thema nötigt uns, das Augenmerk auf Heilungen zu richten, die irgendwie mit Magie in Verbindung zu stehen scheinen. In der gängigen Auffassungsweise kirchlicher Kreise sind die »Medizinmänner« Leute ärgsten Aberglaubens und waren in der Tat oft die stärksten Widersacher der missionarischen Tätigkeit wie der Missionare selbst. Indes ist hier im Zuge der anthropologischen Durchforschung der Naturvölker durch Fachanthropologen, denen sich auch Missionare angeschlossen haben, ein wesentlicher Wandel in der Beurteilung der Medizinmänner eingetreten.

Als Beleg für die gewandelte Beurteilung sei hier der Bericht eines englischen Anthropologen wiedergegeben. In einem amerikanischen Organ hat Prof. Edward Lawrence vom Royal Anthropological Institute (London) im Jahre 1925 einen Bericht über Bräuche bei Naturvölkern veröffentlicht, wobei er eingehend von ihren Heilverfahren berichtet. Er schreibt: »Unsere heutige Kenntnisse über die wilden Völker zwingen zu dem Schluß, daß wir viel von ihnen zu lernen haben, insbesondere hinsichtlich der Heilung von Krankheiten. Wir wissen unbedingt sicher, daß sie Heilmittel gegen Krankheiten besitzen, die wir mit den unseren nicht zu heilen vermögen; und

(9) H. Thurston, Die körperlichen Begleiterscheinungen der Mystik, Luzern 1956, S. 391–406 (»Sie sahen ohne Augenlicht«).

(10) Vgl. S. Ostrander – L. Schroeder, PSI. Die wissenschaftliche Erforschung und praktische Nutzung übersinnlicher Kräfte des Geistes und der Seele im Ostblock, Bern-München-Wien 1972, S. 155–168.

wenn auch diese Heilmittel stets mit Beschwörungspraktiken verbunden sind, die fast immer kindisch abergläubischer Art sind, so führen sie doch zur Heilung. Wir können mitleidig lächeln und alles als Zauberpraktiken der Wilden abtun, aber dieser Deckmantel unserer Unwissenheit verhindert nicht, daß jeder ernsthafte Forscher betont, dies sei keine Erklärung, da ja die Wilden dort Erfolg haben, wo uns kein Erfolg beschieden ist.

Ein Bekannter, der seit vielen Jahren in Südafrika lebt, versichert mir, daß solche Heilmittel, die von den Zulu, den Basuto und den Griqua verwendet werden, derartig wunderbare Erfolge erzielen, daß es eitel wäre, dem zu widersprechen, und unsinnig, sie zu schmähen. Er schreibt: »Kein Gegengift gegen Schlangenbisse kommt demjenigen der Zauberer gleich. Wenn ich von einer Kobra gebissen würde, würde ich lieber fünfzig Meilen weit fahren, um mich von einem Medizinmann behandeln zu lassen, als eine Meile, um einen europäischen Arzt beizuziehen. Ich bin schon zweimal durch Zauberer von Schlangenbissen geheilt worden, und wenn die Medizinen, die sie mir verabreichten, auch stets widerwärtig waren, so befreiten sie mich doch das eine Mal innert zweier Tage von jeglichen Schmerzen, das andere Mal nach drei Tagen. Alle diejenigen aber, die europäische Ärzte beiziehen, haben mehrere Wochen lang die entsetzlichsten Schmerzen auszustehen. – Das gleiche gilt für die Behandlung der Dysenterie und der Blasensteine...« (11)

Erst seit kurzer Zeit sind wir in der Lage, genauere Berichte über Wunderheiler nach Art der Medizinmänner zu besitzen und in ihr Geheimnis in etwa hineinleuchten zu können. An erster Stelle sei hier genannt der Brasilianer Zé Arigó, 1971 tödlich verunglückt. Der amerikanische Mediziner Prof. Andrija Puharich hat Arigós Tun – wie Kenner behaupten: wissenschaftlich einwandfrei – untersucht. In einem abgelegenen brasilianischen Dorf operierte dieser ungebildete Mann, ein medizinischer Laie, viele tausend Male ohne alle Hilfsmittel der modernen Medizin. »Seine Patienten fühlten keinen Schmerz. Die Leiden, von denen er sie heilte, reichten vom grauen Star bis zu Krebs in fortgeschrittenem Stadium. Neugierig und skeptisch zugleich begann John G. Fuller... die rätselhaften, erstaunlichen Informationen über diesen Mann zu sammeln.« Sein Fazit

(11) Nach: E. Bozzano, Übersinnliche Erscheinungen bei Naturvölkern, Bern 1948, S. 195.

lautet: »Noch nie ist die Arbeit eines Wunderheilers so gründlich dokumentiert worden wie bei Arigó.« (12)

Für Brasilien ist charakteristisch die Vermischung von europäischen, afrikanischen und einheimischen (indianischen) Volksgruppen. In den beiden letzteren haben sich magische Praktiken erhalten. So konnte sich in Brasilien eine Glaubensform entwickeln, deren Anhänger nach Millionen zählen und die amtlich als Glaubensgruppe anerkannt sind. Grundlage dieser Glaubensform ist das Christentum, doch nennen sie sich Spiritisten. Der Schweizer Facharzt für Psychiatrie und Neurologie Hans Naegeli-Osjord, der sich eingehend mit diesen Dingen, vor allem auf den Philippinen, befaßt hat, sagt dazu: »Grundlage ist immer noch das Christentum, doch bezeichnen sich auch diese Brasilianer, wie die Philippinen, als Spiritisten. Die Vorstellung, daß das Geistwesen eines Verstorbenen in unsere materielle Welt einwirke und sich einzelner Personen im guten wie auch im bösen Sinne bemächtigen könne, gehört zu dieser Religionsrichtung. Der 1971 verstorbene berühmteste Logurge Zé Arigó empfand sich von dem vor ca. 50 Jahren verstorbenen deutsch-brasilianischen Augenarzt Dr. Fritz erwählt, um in Trance charakteristische Heilungen zu vollziehen. Er verwendete dabei primitive, unsterilisierte Messer und Scheren. Auch hier wurde das menschliche Gewebe durchtrennt, wobei die Messer und Scheren m. E. nur Symbole und nicht Schneideinstrumente darstellen. Wie in den Philippinen ist die Blutung viel geringer oder bleibt ganz aus, und die Wunde schließt sich hinterher narbenlos. Prof. Dr. A. Puharich hat das Phänomen eingehend untersucht und wissenschaftlich bestätigt.« (13)

Arigó betonte, nicht er selbst, sondern Jesus bewirke die wunderbaren Heilungen. Deshalb bereitete er sich auf seine Heilungen durch Gebet vor. Nach einem gemeinsamen Gebet schloß sich Arigó für einige Zeit in einen Nebenraum ein. Wenn er dann wenig später wieder herauskam, schien er völlig verwandelt. Er schien in Trance zu sein, trug den Kopf hoch und wirkte fast arrogant. Seine Stimme war schneidend. Er soll mit starkem deutschen Akzent gesprochen haben. Puharich will deutsche Worte aus seinem Mund gehört haben.

(12) J. G. Fuller, Arigó: der Chirurg mit dem Taschenmesser, in: Das Beste aus Reader's Digest, April 1975, S. 202.

(13) H. Naegeli-Osjord, Die Logurgie in den Philippinen, in: Der kosmische Mensch (Imago Mundi, Bd. 4), Paderborn 1973, S. 255.

Arigó behauptete, unter dem Einfluß des verstorbenen Arztes Adolpho Fritz zu handeln; dieser führe die Operationen aus und diktiere die komplizierten Rezepte, die er selber nur schnell niederschreibe. Um Arigós Tätigkeit zu testen, ließ sich ein medizinischer Fachmann eine Geschwulst am eigenen Körper von Arigó entfernen. Die Operation wurde gefilmt. Den verstorbenen Arzt Dr. Fritz, der Arigó angeblich leitete, hatte dieser persönlich nicht gekannt. Der Schweizer Arzt Hans Naegeli-Osjord glaubt an die Echtheit dieser Einwirkung und hält eine gegenteilige (animistische) Erklärung für äußerst gequält.

Arigó wurde als Kurpfuscher stark angefeindet. Obwohl es Arigó lebhaft bedauerte, wurde er auch von der Kirche abgelehnt und als Spiritist bezeichnet. Tödlich verunglückt, wurde ihm auch die kirchliche Beerdigung verweigert. »Es gab keine Messe und kein kirchliches Begräbnis, denn für die Kirche galt Arigó als Spiritist« (Fuller, S. 239).

Sicherlich geht eine solche Ablehnung des Heilers wegen »Spiritismus« von Seiten der Kirche zu weit. Daß es sich keineswegs einfach um Aberglauben zu handeln braucht, ergibt sich auch aus Eigen-erfahrungen des heiligen Augustinus, der eine Heilung durch Anweisung von Geistern kennt. Er schreibt: »Bei uns lebte seinerzeit ein Knabe, der bei Beginn seiner Pubertät von einem sehr heftigen Schmerz an den Genitalien befallen wurde; die Ärzte standen diesem Fall völlig hilflos gegenüber und konnten nur feststellen, daß sein Geschlechtsglied inwendig verborgen war« – was die heutige Medizin »Kryptochorismus« nennt. »Auch nach Beschneidung der Vorhaut, die in ungewöhnlicher Länge heraushing, konnte das Glied nicht zum Vorschein kommen und war auch nachher kaum aufzufinden. Aber eine scharfe, klebrige Flüssigkeit schwitzte heraus und verbrannte ihm Hoden und Leisten. Der scharfe Schmerz setzte von Zeit zu Zeit aus, aber wenn er ihn befiel, heulte er jämmerlich und warf mit den Gliedmaßen um sich, blieb aber vollkommen bei Verstand, wie es bei großen körperlichen Schmerzen im allgemeinen vorkommt. Dann aber wieder, unter seinem Schreien, kamen ihm alle Sinne abhanden, er lag mit offenen Augen da, sah keinen der Umstehenden und rührte sich auch nicht, wenn man ihn kniff. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich, als sei er erwacht, war ohne Schmerz und gab an, was er gesehen hatte. Ein paar Tage später wiederholten sich die Erscheinungen. In allen oder fast allen Visionen,

so erzählte er, hat er zwei Personen erblickt, einen älteren Mann und einen Knaben, die ihm die Dinge sagten und sehen ließen, von denen er zu berichten wußte.«

Offensichtlich beschreibt Augustinus hier einen Trancezustand, in dem der Knabe die beiden hilfreichen Geister erblickte, die ihm Anweisungen gaben. Während er sonst wenigstens alle drei Tage von Schmerzattacken geplagt wurde, waren ihm einmal zu Beginn der Fastenzeit die beiden erschienen »und hatten ihm versprochen, er werde während der vierzig Tage keinen Schmerz verspüren. Und nachher gaben sie ihm, wenn man so sagen kann, den ärztlichen Rat, sich die lange Vorhaut operieren zu lassen. Nach dieser Operation war er lange Zeit ohne Schmerzen. Als es ihm dann aber wieder schlecht ging und er wieder anfing, Gesichte zu haben, erhielt er von den beiden abermals einen Rat, und zwar, daß er sich mit dem Unterkörper ins Meer tauchen und einige Zeit darin bleiben solle, bevor er wieder ans Land ginge. Der heftige Schmerz, so versicherten sie ihm, würde sich legen, nur die Beschwer jener klebrigen Ausscheidung sei nicht zu beheben. Und so ist es auch gekommen. Er erlitt niemals wieder eine Ohnmacht, noch sah er jemals wieder etwas dergleichen, wie er es vorher gesehen hatte, als er unter Schmerzen und nach entsetzlichem Schreien plötzlich die Stimme verlor und entrückt wurde. Als dann später die Ärzte auch Nebenerscheinungen noch behandelten, war er bald ganz geheilt.« (14)

Wir haben keinen Grund, diesen Erfahrungsbericht des heiligen Augustinus, an dessen Erhebung offensichtlich auch Ärzte beteiligt waren, zu bezweifeln. Jedenfalls kennt Augustinus nicht nur dämonische Geister, die in ihrer Bosheit Menschen betrügen, sondern auch gute Geister, welche Menschen belehren wollen. Es können dies – wie in dem berichteten Falle – Geister von Verstorbenen sein. Augustinus stand also – wenn man so sagen kann – dem »Spiritismus« seiner Zeit viel unbefangener gegenüber als viele kirchliche Kreise in unserer Zeit, die dazu neigen, Spiritismus in jeder Form zu verurteilen.

Den »Geistheilern« oder »Logurgen« auf den Philippinen ist der schon genannte Schweizer Psychiater Naegeli-Osjord nachgegangen. Sein Bericht verdient durchaus ernstgenommen zu werden. Er

(14) A. Augustinus, Über den Wortlaut der Genesis, Bd. 2, Paderborn 1964, S. 262f.

betont den ausgesprochen religiösen Hintergrund dieser Heilungen; die Religiosität der Logurgen ist keineswegs eine pantheistische Schwärmerei. Die Logurgen arbeiten nicht in privaten Räumen, auch nicht in Spitälern. »Der geweihte Ort ist die Kapelle, die Kopfunterlage kein sterilisiertes Linnen, sondern eine zerschlissene Bibel, und von der Decke hängt das Wahrzeichen der Christlich-spirituellen Vereinigung der Philippinen, das durch Berührung seitens des Geistheilers dessen magisch-spirituelle Kräfte zu aktivieren scheint. Dann werden die Operationen eine nach der anderen ausgeführt. Sie dauern selten mehr als fünf Minuten. Asepsis und Anästhesie sind unnötig. Nachweisbar besteht keine Hypnose, denn der Patient kann – wenn er dies will – vermittels eines Spiegels selbst zusehen, wie er operiert wird, und kann mit allen Umstehenden sprechen. Der Operateur legt seine bloße Hand auf die zu operierende Stelle und durchdringt die äußeren Körperschichten augenblicklich, oft mit eigenartigen knetenden Bewegungen. Nach Entfernung von Organen, Gewebeteilen, Blutgerinnseln oder auch uns sehr befremdenden Gegenständen werden die Hände zurückgezogen, und der Körper ist narbenlos geschlossen.« (15)

Das Ganze – rein für sich betrachtet – sieht nach einem Zauberkunststück aus, ist in unserer Öffentlichkeit meist nur als Zaubertrick taxiert und nicht ganz ernstgenommen worden. Darüber liege – so meint man – so eindeutig der »Dunstkreis der Magie«, daß man sich einer sachlichen Diskussion darüber entziehen fühlt. Dabei aber beachtet man gar nicht den religiösen Kontext, in dem das Ganze steht und aus dem es nicht herausgelöst werden darf, ohne es zu verfälschen. Dazu Naegeli-Osjord: »Kaum einer der nicht-philippinischen Beobachter hat die vorbereitenden Zeremonien miterlebt, die oft schon am Abend des Vortages beginnen, die ganze Nacht andauern und dann am folgenden Morgen den Logurgen in die religiöse Ergriffenheit versetzen, innerhalb welcher er die religiös-magische Handlung vollzieht. Dies als *para*-religiöses Ritual zu bezeichnen charakterisiert die in unserer Zeit herrschende Verständnislosigkeit europäischer Wissenschaftler gegenüber religiösem Geschehen. Nicht nur der Heiler selbst, sondern alle Mitwirkenden nehmen an einem kollektiven Zustand einer Halbtrance teil, die das Ichhafte einengt und für jede Art numinosen Erlebens öffnet.

(15) H. Naegeli-Osjord, a.a.O., S. 213f.

Alles wird dann – auch die logurgische Operation und die unblutige Heilung – zum Gottesdienst. Alle partizipieren an einem numinosen Kraftstrom, der bei den Logurgen, den medial und zugleich psychaktiv Meist-Begabten, zu parapsychologischen Phänomenen führt.« (16)

Persönlich neigt Naegeli-Osjord zur Ansicht, »daß die Logurgen durch angeborene mediale Begabung, oft längere Schulung und Beihilfe bei den logurgischen Operationen ihrer Lehrer sowie durch Übungen in Versenkung und Fasten sich mit einer universellen transzendenten Sphäre vereinigen können und an ihrem Energiestrom teilhaben. Da die Logurgen nicht pantheistisch denken, sondern feste religiöse Anschauungen haben, müssen sie ihr Wirken in diese Vorstellungen einbauen. Nur auf diesem Wege kommt es zu emotionaler Aktivierung, ohne welche die Tiefenpersönlichkeit nicht zur Manifestation käme« (S. 259).

Brasilianische Wunderheiler und philippinische Logurgen dürfen nicht als ephemere Randerscheinungen unserer wundersüchtig gewordenen, nach Sensationen heischenden Welt betrachtet werden. Sie gehören einem uralten menschlichen Kulturkreis an. Gewöhnlich nennt man sie »Schamanen«. Weit verbreitet war der Schamanismus in beiden Amerika. Die Frage seines Ursprungs ist nicht geklärt. Wenn man die Feuerländer als Abkömmlinge einer ersten Einwandererwelle nach Amerika ansehen darf, so bildet ihre Religion mit dem klar ausgesprochenen Glauben an einen Himmels-Vater das Modellbild einer archaischen Religion. Bei ihnen fand sich eine eigene Kultur mit besonderen feierlichen Initiationsriten, auch mit einem eigenen Stand von Schamanen, die meist dazu berufen wurden. Die neuberufenen Schamanen treten nicht nur als Schüler in die Fußstapfen der Alten, sondern glauben sich auch in Verbindung mit den großen verstorbenen Schamanen, von denen sie ihre Anweisungen erhalten. Vom Schamanen sagt Mircea Eliade: »Wie überall ist auch in Südamerika die wesentliche und nur ihm eigene Funktion des Schamanen die Heilung. Nicht immer hat sie ausschließlichen Charakter. Auch der südamerikanische Schamane kennt die medizinischen Kräfte der Pflanzen, verwendet die Massage usw. Aber da nach seiner Meinung die überwiegende Mehrheit der Krankheiten eine Ursache geistiger Art hat – entweder Flucht der Seele oder Einführung eines magischen Gegenstandes in den Körper

(16) Ebd., S. 259.

durch Geister oder Zauberer –, muß er in diesen Fällen zur schamanischen Heilung greifen.« (17)

Dabei versetzt sich der Schamane in einen Trance-Zustand. In diesem Zustand vermag er mit Hausgeistern zu verkehren, die genaue Ursache der Krankheit und die wirksamste Behandlungsweise zu erfahren. Dabei kommt es zu einer Art Besessenheit. Sie besteht für den Schamanen vielfach darin, »daß er in den Besitz all seiner mystischen Organe tritt, die in einem gewissen Grad erst seine wahre und vollständige geistige Persönlichkeit ausmachen. In den meisten Fällen geht die »Besessenheit« nur so weit, daß der Schamane zur Verfügung über seine Hilfsgeister gelangt und daß ihre *tatsächliche Anwesenheit* eintritt und sich auf jede sinnlich wahrnehmbare Weise manifestiert. Diese vom Schamanen beschworene Anwesenheit führt nicht zur »Trance«, sondern zu einem Dialog zwischen dem Schamanen und seinen Hilfsgeistern« (S. 315).

Wichtig ist dabei, was meist übersehen wird, daß sich die Schamanen zuerst im Gebet an Gott den Vater wenden, der auch vor allen christlichen Einflüssen den Hauptinhalt ihres Glaubens bildet.

Der Schleier des Geheimnisvollen und Unnahbaren, der für den Weißen über dem ganzen Medizinmännerwesen eingeborener Indianer liegt, ist uns in etwa dadurch gelüftet, daß es Missionaren gelungen ist, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, so daß sie nicht nur lehrreiche und interessante Blicke in das Volksleben tun durften, sondern sogar selbst zur Einweihung in den Beruf des Medizinmannes zugelassen wurden. Der Medizinmann der Yagan – Feuerland-Indianer – ist keineswegs in erster Linie Zauberer und Hexenmeister. Er ist der große Weiterträger einer uralten Tradition, die er in einer eigenen Schule, in der Yekamus-Schule, erlernt hat. Seine Stellung ist zugleich die eines Sehters und Propheten.

In der Zeit der Schulung lernen die Kandidaten die »Doktorengesänge«, Geister beschwören und Krankheiten heilen. Aber nicht das Erlernen eines Zauberhandwerks macht das Wesen eines Yekamus aus, sondern die innere Berufung. »Der echte Doktor wird berufen, und diese Berufung zeigt sich auf einmal in starken inneren Erlebnissen, in Visionen und Träumen. Er wird dabei nicht nur geistig, sondern auch körperlich so stark affiziert, daß er mitunter

(17) M. Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik, Zürich 1957, S. 313.

in Lebensgefahr kommt. Er fühlt sich zeitweilig appetitlos und krank, wenn es auch keine Krankheit im gewöhnlichen Stile ist.« (18)

Die Forscher Koppers und Gusinde legten großen Wert auf die Klärung der Frage, ob die Medizinmänner Krankheiten aus eigener magischer Kraft heilen oder ob sie sich davor im Gebet an »Watauinewa«, den Allmächtigen, den Allerhöchsten, den Vater im Himmel, wenden. Es war ihnen selbstverständlich, daß auch der Medizinmann sich zuerst gläubig an den Vater-Gott um Hilfe wendet. Von den Medizinmännern erwartet man allgemein, so betonen die Forscher, daß sie die Tugend des Altruismus üben. Einem Medizinmann mit Namen Richard wurde diese Tugend in besonderem Maße zugeschrieben.

Die Berufung zum Amt des Yekamus erfolgt im Traum oder auch im Wachzustand durch Erscheinen des Geistes (Köspik) eines verstorbenen Yekamus. Die direkt oder indirekt Berufenen unterzogen sich sechs Monate hindurch einer anstrengenden Unterweisung. Ein Forscher, Martin Gusinde, durfte an einem solchen Unterweiskurs teilnehmen, kann also aus eigener Erfahrung darüber berichten: »Das Hauptziel des Zusammentretens in der Loimahütte – und dem dienten auch alle weiteren Nebenumstände und Bestimmungen, wie mangelhafte Nahrung, kurzer Schlaf in unbequemer Körperhaltung, die Monotonie des Gesanges und des gesamten Lebens in der Loimahütte – war (nach meiner eigenen Beobachtung und Ansicht, denn die Leute selbst wissen darüber keine besondere und klare Auskunft zu geben) die möglichst große Entwicklung und Ausbildung der Imaginationsgabe und Vorstellungskraft, sowie der schnellen Kombination äußerer Erscheinungen und Vorkommnisse mit den eigenen Träumen und Phantasiegebilden, auf der Grundlage starker, lebhafter Autosuggestion. Letztere muß bis zu einem solchen Grade entwickelt werden, daß der Yekamus in der Überzeugung lebt, seine Traumgebilde, Halluzinationen und Phantasieprodukte sind lautere Wirklichkeit, sind tatsächlich lebende Gestalten, die sich dem Yekamus nähern, sich benehmen und handeln, so wie die Menschen dies tun – allerdings nur ihm allein sichtbar, nicht den gewöhnlichen Leuten –, die mit ihm verkehren, sprechen und ver-

(18) W. Koppers, Unter Feuerland-Indianern. Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bewohnern der Erde. Mit M. Gusinde, Stuttgart 1924, S. 171f.

handeln, ihm Aufträge geben oder mit ihm streiten, ihm zu Diensten sind oder ihn bekämpfen, ja selbst töten können usw. Je nach seiner Geschicklichkeit erhält und erlangt er mehr oder weniger Macht und Gewalt über die verschiedenen Geister, er kann sie sogar sich untertänig und botmäßig machen, daß vor seiner Stärke dann alle Köspik zittern« (S. 183).

Wenn sich Gusinde in die Kunst des Medizinmannes einweihen ließ, behielt er innerlich seine kritische Zurückhaltung bei. Es kam ihm nie in den Sinn, die erscheinenden »Geister« ernst zu nehmen. Das Ganze war für ihn eine Kunst der Autosuggestion, die so stark eingeübt wurde, daß sie »suggestiv auch die übrigen Leute ganz bedeutend« (S. 183) beeinflusste. Dennoch war – wie aus Einzelangaben der Forscher hervorgeht – keine »prälogische« Haltung bei den Yekamus vorhanden, derart, daß sie Traum und Wirklichkeit nicht hätten auseinanderhalten können: Sie wußten sehr wohl Bescheid und gestanden dies auch ein, daß sie gelegentlich bei Vorführungen vor einer größeren Menge Lücken des Versagens ihrer Fähigkeiten durch Taschenspielerkünste überspielten. Doch tat dies ihrer im Grunde ehrlichen Haltung keinen wesentlichen Abbruch.

Von hier aus muß auch das Ziel aller Bemühungen der Medizinmänner beurteilt werden, sich soweit zu bringen, daß sie in aller Wirklichkeit mit den Geistern verkehrten. Darüber schreibt Gusinde: »An mir selbst habe ich es in der Loimahütte verspürt, welche große suggestive Gewalt und Beeinflussung von dem in voller Tätigkeit sich befindenden Yekamus ausgeht auf alle, die ein irgendwie empfängliches Gemüt mitbringen und sich wirklich beeinflussen lassen wollen. Und andererseits erscheint es mir nicht übertrieben oder unmöglich, daß nach monatelanger Schulung und nach später sich anschließender Selbstbeeinflussung im Yekamus sich die Einbildungskraft bis zu dem Grade entwickeln kann, daß er in der festen Überzeugung lebt, die Geister verkehren ständig mit ihm, geben ihm Aufträge, denen er gehorsamst nachkommen muß, daß er mit deren Hilfe andere Leute krank und gesund machen, ja selbst töten kann. Hierin liegt auch der Erklärungsgrund dafür, daß bei Krankenheilungen und überhaupt immer, wenn der Yekamus irgendeine seiner Amtsfunktionen ausübt, er vorher lange Zeit braucht, bis er in der richtigen Geistesverfassung ist, d. h. bis er durch einförmigen Gesang, durch rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers, die ansteigend schneller und wilder werden müssen, sich selbst so

stark suggestiv beeinflusst, daß seine Phantasiegebilde gemäß seiner Überzeugung reine Wirklichkeit sind und daß er allem, was er in dieser autosuggestiven Erregung sich denkt und sich vorstellt, sofort auch ein wirkliches Geschehen und eine tatsächliche objektive Entwicklung zuschreibt« (S. 184).

Die Yekamus, welche Gusinde in ihre Kunst einweiheten, waren der Überzeugung, nur schwächliche Epigonen vergangener großer Meister zu sein. Auf die Frage, weshalb sich so tüchtige Meister heute nicht mehr unter ihnen befänden, gaben sie eine sehr aufschlußreiche Antwort. »Das kommt von dem vielen und guten Essen, das die Christen (die Weißen) genießen und das auch wir alle jetzt zu nehmen uns angewöhnt haben. Davon werden Körper und Geist schwerfällig, die Träume aber kommen nicht mehr so lebhaft und häufig. Die alten Yekamus haben eben bis Mittag gefastet und dann nur zwei bis drei Miesmuscheln täglich gegessen, wenn sie einen Kranken heilen wollten oder schlimme Geister verscheuchen mußten oder im Traume ihre Schutzgeister zu befragen wünschten – sie kannten eben Alkohol, Tee oder Kaffee nicht, wie wir diese Dinge nunmehr so häufig genießen. Jene alten Meister begnügten sich mit einigen Tropfen Wasser, nachts ruhten sie nur kurze Zeit aus und das nur in Hockstellung« (S. 185).

Gusinde unerläßt es, eine eigene Stellungnahme zu dem Verhalten und den Leistungen der Yekamus vorzunehmen. Offensichtlich waren ihm auch die Grundbegriffe der Parapsychologie fremd. Er rechnet offensichtlich nicht mit der Möglichkeit, daß bei den vorbereitenden Bemühungen der Yekamus paranormale Fähigkeiten aktiviert werden, noch weniger kommt es ihm in den Sinn, an wirkliche Geister zu glauben, die sich den Yekamus zeigen würden. Doch betont er andererseits immer wieder das lebhafteste Bemühen der Yekamus, sich in einen außergewöhnlichen Zustand hineinzusetzen, bis sie wirklich mit den Geistern in Verbindung treten.

Wir halten es für angebracht, zur weiteren Aufhellung des Medizinmännerwesens die Studie eines modernen Naturwissenschaftlers, des Chemikers Ludwig Staudenmaier, mit dem Titel »Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft« (19) heranzuziehen. Staudenmaier hat jahrelang an sich selbst Versuche über »Magie« ange-

stellt. Durch seine Kritik glaubte er den Nimbus, den magische Phänomene vielfach noch haben, zerstören zu sollen. Er hält es in seinem Buch nicht nur für sein Recht, sondern auch für seine Pflicht, »in zweifelhaften Fällen alles möglichst natürlich zu erklären und die Grenze zwischen Natürlichem und Übernatürlichem, zwischen pathologischen und wirklichen Teufeln, zwischen magischer Kunst und Wunder möglichst weit zugunsten der Naturwissenschaften zurückzuschieben. Denn daß sehr viele Phänomene, die man bisher gewöhnlich als übernatürlich erklärte, einfache natürliche Vorgänge sind, daß es rein natürliche, pathologische Besessenheit und Teufel gibt, deren Behandlung dem Psychiater obliegt, daß nicht alles Wunder ist, was man früher dafür hielt, erkennen auch die Theologen immer mehr an...« (S. 3).

In betontem Gegensatz zur spiritistischen Erklärung einer »Besessenheit« durch wirkliche Geister vertrat Staudenmaier die »animistische« Theorie, wonach es sich bei seitens experimentell erzeugten »Geistern« lediglich um Persönlichkeitsabspaltungen der eigenen »Seele« (= anima) handeln könne. Staudenmaier kam zunächst in Kontakt mit einem »Geist«, der auf ihn »ganz unbedingt den Eindruck« machte, als ob ein ihm völlig fremdes Wesen dabei im Spiele sei (S. 24). Beunruhigt durch »abscheuliche Begleiterscheinungen von Teufeln und Spottgeistern«, mußte er sich bald eingestehen, er sei »fast jedem sich meldenden Wesen mit einer zu großen Offenherzigkeit und Vertrauensseligkeit entgegengekommen«. Bei seiner tief inneren Überzeugung, es könne sich bei seinen Experimenten nicht um wirkliche Geister, weder um gute, noch um böse handeln, hatte er auf Drohungen keine Rücksicht genommen. »Ferner hatte ich oft, wie von einem bösen Geiste getrieben, gerade in meinem Übereifer die Anstrengungen bis zur äußersten Schmerzhaftigkeit fortgesetzt, nicht bloß halbe, sondern ganze Nächte hindurch. Meine Gesundheit war darum auf das schwerste angegriffen, und meine Bekannten glaubten, daß ich bald sterben werde« (S. 28).

Trotz des Eindrucks, die sich meldenden Geister zeigten eigene Intelligenz, ließ er sich nicht in seiner Meinung beirren, daß bei ihm niemals Geister im Spiele waren.

Sehr aufschlußreich ist, was Staudenmaier über sich selbst berichtet: »Es konnte für mich kein Zweifel mehr bestehen, nach mittelalterlichen Begriffen war ich *besessen*. Dazu die verzweifelte Alternative, entweder mache ich grundlegende Entdeckungen, die

(19) L. Staudenmaier, Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft, Leipzig 1922.

geeignet sind, das Menschenrätsel von ganz neuen Gesichtspunkten aus zu beleuchten, oder ich bin ein Narr, der in unverantwortlicher Halsstarrigkeit Jahre seines Lebens, Gesundheit und vielleicht das Leben selbst opfert, nachdem ich mir bereits durch die Chemie eine angenehme und gesicherte Stellung im Staatsdienst erworben hatte, die mir genügend freie Zeit gewährte, um mich auf chemischem Gebiete weiterzubilden und auch selbständig wissenschaftlich zu arbeiten. Da las ich in einer Zeitung ungefähr folgendes: »Der italienische Apotheker N. N. vertiefte sich so sehr in spiritistische Studien und Experimente, daß er irrsinnig wurde. In das Krankenhaus gebracht, verfiel er in Tobsucht und mußte in eine Zwangsjacke gesteckt werden.«

Tiefe Schwermut lagerte daher oft wochenlang über mir, und ich mußte ernstlich befürchten, auch meinerseits ein ähnliches Schicksal zu erleiden« (S. 32).

Tatsächlich wurde Staudenmaier die Geister, die er gerufen hatte, nicht mehr los. Trotz aller daraus entstehenden Leiden setzte er seine Selbstversuche fort. Obwohl die sich meldenden Geister sich ihm immer stärker als eigene Realitäten aufdrängten, blieb er dabei, sie seien nur Halluzinationen, Persönlichkeitsabspaltungen des eigenen Selbst. »Allmählich hoben sich einzelne Halluzinationen immer deutlicher und bestimmter heraus und kehrten öfters wieder. Schließlich bildeten sich förmliche Personifikationen, indem z. B. die wichtigeren Gesichtsbilder mit den entsprechenden Gehörsvorstellungen in regelmäßige Verbindung traten, so daß die auftretenden Gestalten mit mir zu sprechen begannen, mir Ratschläge erteilten, meine Handlungen kritisierten usw. Ein ganz charakteristischer und allgemeiner Defekt dieser Personifikationen ist, gerade wie bei Hypnotisierten, der, daß sie sich immer wieder *wirklich* für das halten, was sie nur vorstellten oder nachahmen und daß sie dementsprechend auch im Ernst reden und handeln. Ich bemühte mich lange Zeit, eine Anzahl derselben weiter auszubilden« (S. 33).

Staudenmaier nennt den sich immer stärker aufdrängenden Wirklichkeitscharakter seiner Geister einen »Defekt«, eine Beurteilung, die befremden muß. Sein Urteil über die eigene Erfahrung schwankt zwischen zwei Extremen. Auf der einen Seite glaubt er einen Einblick in das weite Gebiet der Magie gewonnen zu haben, wie ihn vor ihm niemand besaß. Auf der anderen Seite muß er zugeben, durch zahlreiche Irrfahrten in einen selbstzerstörerischen circulus vitiosus gera-

ten zu sein. Über das Endsckhsal Staudenmaiers habe ich keine ausreichende Aufhellung erreichen können. Er wurde wegen Krankheit mit 56 Jahren in den einstweiligen, im Jahre 1925 mit 60 Jahren in den dauernden Ruhestand versetzt. Er starb in Rom im Jahre 1933 in einer Anstalt. Ob die gelegentlich gemachte Behauptung, er habe an Schizophrenie und Besessenheit gelitten, zutrifft, habe ich nicht feststellen können. Nach dem, was wir von Augustinus und Arigó hörten, wird man-jedenfalls bei Staudenmaier die Möglichkeit einer echten Umsessenheit oder Besessenheit nicht ganz ausschließen können.

Eine neue Aktualität hat die Theorie einer Besessenheit durch wirkliche Geister gewonnen, seitdem der Erfahrungsbericht des amerikanischen Psychiaters Carl Wickland, »Dreißig Jahre unter den Toten«, bekannt geworden ist. Dieser Irrenarzt hat dreißig Jahre hindurch eine eigentümliche Verbindung von medizinischem Heilen und Parapsychologie praktiziert. Er war der Überzeugung, daß die Geisteskrankheiten, insbesondere die Schizophrenie, im Grunde Besessenheit seien. Unter Mithilfe seiner Frau als Medium trat er mit diesen Geistern in Verbindung und veranlaßte sie, die Patienten zu verlassen, die dadurch geheilt wurden. Ein deutscher Arzt – Wilhelm Beyer – hat das Buch, das bereits in vierter Auflage vorliegt, ins Deutsche übersetzt. Betont sei, daß sowohl der Autor wie der Übersetzer medizinische Fachleute sind, keineswegs bloß Kurpfuscher. Deshalb tut es auch not, diesen Bericht nicht zu ignorieren, wie es viele Fachleute tun, sondern ihn in allem Ernst, wenn auch mit kritischer Vorsicht, zur Kenntnis zu nehmen.

In seinem Vorwort sagt Wilhelm Beyer: »Dr. Wicklands Buch berichtet von Besessenheit und Besessenheitsheilungen. Die Gattin des Verfassers hat ihm bei seiner Tätigkeit in diesem Kampfe gegen die Besessenheit über mehr als drei Jahrzehnte hin als Medium gedient. Viele Hunderte, ja Tausende von Persönlichkeiten haben im Laufe dieser langen Zeit aus ihr gesprochen und sich als scharf umrissene, eigenartige und eigenwillige Wesenheiten bekundet. Das seien Geister Verstorbener, meint der Verfasser, meist unwissende, irrende Seelen von Menschen, die, von ihrem Körper endgültig getrennt, sich in ihren neuen Lebensverhältnissen nicht zurechtfinden konnten, weil sie, auf diese Wandlung ihrer Lebenslage nicht richtig vorbereitet oder durch falsche Vorstellungen irregeleitet, sich in ihrer Ratlosigkeit und Verlassenheit nicht anders zu helfen wußten,

als daß sie bei medial veranlagten Menschen Anschluß und Anhalt suchten, weil gerade diese ihnen besonders leicht zugänglich sind. Bei dieser beiden Teilen unbewußten Zugesellung komme es dann zu Belästigungen und schließlich zu einer völligen Inbesitznahme des Menschen von seiten des Verstorbenen.« (20)

Kann nach dem Urteil ernsthafter Mediziner die These, daß Geister von Verstorbenen an der Verursachung einer seelischen Erkrankung beteiligt sein können, auf sachliche Beachtung Anspruch erheben, so kann umgekehrt auch die andere These, daß Geister bei der Heilung von Kranken mitwirken können, nicht von vornherein verworfen werden. So seien hier an die Seite von Wicklands Erfahrungen mit der Heilung von Psychotikern die Erfahrungen eines schottischen – wohl anglikanischen – Pfarrers gestellt. John Cameron Peddie erinnerte sich während eines Krankenhausaufenthaltes an den Befehl Jesu an seine Jünger »Heilet die Kranken!« (Lk 10,9) als an die von der Kirche »vergessene Gabe«. Er nahm diesen Auftrag für sich neu an, bereitete sich in Gebet und Meditation auf die Ausübung des Heileramtes vor und nahm schließlich im Wissen um seine Berufung den Heilungsdienst in seiner Gemeinde auf. Dreißig Jahre hindurch hatte er damit großen Erfolg. Er erlebte, wie in spiritistischen Sitzungen unter Mitwirkung von verstorbenen Geistern Heilungen erfolgten. »Die spiritistischen Medien heilten im Namen und mit der Kraft vertrauter Geister, die nicht unbedingt böse, aber körperlose Geister waren.« (21) Den Erfolg seiner Heilbemühungen bestätigt ein Pathologe im Vorwort zu seinem literarischen Bericht.

Auch sonst haben sich christliche Glaubensverkündiger darum bemüht, ihrer Verkündigung die Bestätigung durch »Zeichen und Wunder« folgen zu lassen. Der protestantische württembergische Pfarrer Otto Witt hat aus dem Willen und dem Bestreben, den vollen Auftrag Jesu an seine Gemeinde, das Evangelium zu verkünden und die Kranken zu heilen, neu zu beleben, sein zwei-bändiges Werk »Krankenheilung« geschrieben. (22) Darin hat er

(20) C. Wickland, Dreißig Jahre unter den Toten. Übersetzt und herausgegeben von Dr. med. Wilhelm Beyer, Remagen 1957, S. 7 (Vorwort).

(21) J. C. Peddie, Die vergessene Gabe. Heilen als biblischer Auftrag heute, Metzingen 1972 (mit einem Vorwort von A. D. Moffat).

(22) O. Witt, Krankenheilung, 2 Bände, Marburg 1957 und 1959.

eine-Fülle von eindrucksvollen Erfahrungen dieser Art zusammengestellt.

Wir können also eine beachtliche Reihe von »Heilern« nebeneinander stellen, deren ans Wunderbare grenzenden Erfolge nicht abzustreiten sind. Diese Reihe beginnt bei den Medizinern der Feuerländer, geht über die Logurgen der Philippinen und Südamerikas bis hin zu jenen christlichen Heilern, die den Auftrag Jesu für sich aufnehmen. Wir haben zu betonen, daß es sich bei keiner Gruppe um »Schwarzmagier« handelt, die auf eigene magische Kraft vertrauen. Vielmehr sind sie alle von einer tiefgehenden Gläubigkeit begleitet und erleben oft mit einer erstaunlichen Beharrlichkeit die Hilfe des persönlichen Welten-Gottes. Sollte er solche Bitten immer unerhört lassen?

Vielen Heilungen, welche durch diese Art von »Wunderheilern« erzielt werden, können wir sicher den Charakter von Gebetserhörungen zugestehen. Ob sie »Wunder« im eigentlichen Sinne sind, daß hier ein übernatürliches Eingreifen Gottes anzunehmen ist, müßte im Einzelfall geklärt werden.

Am Schluß unserer Ausführungen müssen wir noch eine besondere Frage aufnehmen. Die katholischen Apologeten legen großen Wert darauf, im eigentlichen Wunder die Bestätigung der wahren Lehre durch Gott zu erblicken. Von dieser Position aus neigen sie zu der Ansicht, daß sogenannte »große Wunder« nur im Rahmen der katholischen Kirche erfolgen. Sie geben zwar – wie Monden (23) – theoretisch zu, daß – theologisch gesehen – die Möglichkeit besteht, daß echte Wunder auch darüber hinaus, selbst im Heidentum, geschehen. Doch schränken sie ein: »Wir dürfen erwarten, daß sie im Ganzen des heidnischen Wunderglaubens vorkommen werden wie die seltenen Goldkörner in einer riesigen Erzmasse von Aberglaube, Sage und Magie« (S. 131).

Doch muß man auch hier mit aprioristischen Erklärungen vorsichtig sein. Wenn wir uns heute vorurteilslos umsehen, werden wir auch nichtkatholischen christlichen Glaubensverkündigern schwer die Anerkennung verweigern können, daß auch bei ihnen das »große Wunder« statthat. So wird man, wenn man die Berichte der amerikanischen Baptistenpredigerin Kathryn Kuhlman durchgeht, nicht leugnen können, daß auch in ihren Gebetsgottesdiensten Heilungen

(23) L. Monden, Theologie des Wunders, Freiburg 1961.

geschehen, die sich neben den »großen Heilungswundern« von Lourdes sehen lassen können. Auch das wird man ihr nicht abstreiten können, daß sie aus einem lebendigen Geist des Glaubens handelt. An ihrem Glaubensbekenntnis, das sie dem Buche »Ich glaube an Wunder« (24) beigelegt hat, wird auch der katholische Theologe nichts auszusetzen haben, es sei denn, daß ihr implizierter Glaube nicht alle Glaubenslehren explizit enthält. Aber sie besitzt einen lebendigen – implizit vollen – Glauben, der Wunder wirkt, ohne es noch nötig zu haben, sich auf die Mitwirkung spiritistischer Medien zu stützen.

(24) K. Kuhlman, Ich glaube an Wunder, Schorndorf 1974. – Dies., Bei Gott ist nichts unmöglich. Berichte vom Wirken Gottes aus unseren Tagen, Schorndorf 1974.